

Dr. Charles Burneys musikalische Reise 1772

Von Alexander Reuß, Schwetzingen

Im Frühjahr 1956 besuchte ich die Schwetzingener Festspiele. Während im Schloßtheater Goldonis „Schlaue Witwe“ über die Bretter ging und jenen Geist wachrief, der in Heiterkeit ja zum Leben sagt, klangen im vollbesetzten Tanzsaal des Zirkelhauses unter der Stabführung Eugen Bodrads Werke der Mannheimer Schule, die einst die europäische Welt aufhorchen gemacht und den jungen Mozart im „Mannheimer Goût“ schreiben ließen sowie den jüngsten Sohn Johann Sebastian Bachs, Johann Christian, den Mailänder oder Londoner Bach, nach Mannheim riefen.

Was war es denn, das die Musikkultur jener Tage schuf und die Tonsetzer in hellklingender Jugendfrische sich abwenden hieß von der Polyphonie des Hochbarock, das sich in Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach noch einmal zu klingenden Gipfeln des Könnens und der seelischen Kraft erhoben hatte und der motivischen Stimmführung nun einfache homophone Klangbildungen mit einer neuen Thematik entgegenstellte? Ausdruck und Drang des Lebens durch Überwindung des früheren Zeitempfindens! . . . Es waren die gleichen Kräfte, die der Aufklärung der europäischen Welt zugrunde lagen und einen Jean Jacques Rousseau rufen ließen: „Zurück zur Natur!“

Am Hofe Karl Theodors zu Mannheim, in Wien, in Italien begann man anders zu schreiben als bisher, hörte man Töne, die dem Schaffen eines Jomelli und Tartini, eines Gluck und Haydn die Richtung gaben. Naturgeist wurde hier Zeitgeist, und man konnte glauben, diese jugendstarke Bewegung sei in den verschiedensten Musikzentren Europas aus dem nämlichen Drang der Erneuerung gleichzeitig tönend bewegt

Wirklichkeit geworden. Allein das ist nur bedingt der Fall, und man muß den Kern der mannigfaltigen Erscheinungen suchen, in welchem das Schaffen und Denken, das Fühlen und Wollen der neuen Zeit bewußt geworden ist.

Lange lag Dunkel über diesen Zusammenhängen, auch nachdem Hugo Riemann die Werke der Mannheimer Schule neu entdeckt hatte. Man wußte nur: die Musiker am Hofe Karl Theodors, die zuerst im neuen natürlichen Stil musizierten, waren fast alle zugewanderte Deutsch-Böhmen, schienen beeinflusst von einer gemeinsamen Bewegung, die auch Italien erfaßt hatte und Österreich aufhorchen ließ.

Wo war das Zentrum?

Wenn man den Werdegang Glucks und Tartinis sowie vieler anderer, die ihrer Zeit das musikalische Gepräge gaben, verfolgt, stößt man mittelbar oder unmittelbar auf einen Mann, auf einen Pater aus Böhmen, der in seiner Heimat und in Italien gewirkt hat, der Gluck und Tartini persönlich unterrichtete, — auf Bogoslav Czernohorsky, und in ihm müssen wir den heimlichen Lehrer Europas auf musikalischem Gebiet sehen, über dessen Leben die Zeit einen Schleier gebreitet hat, dessen Tonschöpfungen fast alle durch eine Feuersbrunst vernichtet worden sind, und der dennoch in den Klängen weiterlebt, welche die Wiener Klassik schufen und bis an die Grenze unserer Zeit Geltung behalten haben.

Es ist hier nicht der Ort, tiefer auf die kulturhistorische Bedeutung des Mönches aus Nimburg (geb. 1684 — gest. 1740) einzugehen. Aber als Charles Burney, der englische Musiker und Musikwissenschaftler, 1772 Holland, die Kurpfalz, Württemberg,

Bayern und Österreich durchstreifte und das „Tagebuch einer musikalischen Reise“ schrieb, fand er bei Schilderung des „gegenwärtigen Standes der Tonkunst in Deutschland die Klassik, welche man nicht ganz zu Recht die neutönerische Klangwelt nennt, in Mannheim in voller Blüte und war ebenso von ihr beeindruckt wie der junge Mozart, wie das Paris von damals und wie wir, wenn wir im Rahmen der Schwetzingen Festspiele die Sinfonien, die Divertimenti, die Menuette und Naturszenen mit der doppelten Besetzung der Hörner, mit der neuartigen Behandlung der Holzbläser, mit der individuellen Gestaltungskraft der Soli hören.

Charles Burney wurde am 7. April 1726 zu Shrewsbury geboren und kam im Alter von 18 Jahren nach London, wo er den Musikunterricht Arnes genoß. Früh erhielt er eine Stelle als Organist an einer Londoner Kirche und einen Posten im Orchester des Drurylane-Theaters, für das er die Operette „Robin Hood“ komponierte. 1760 nahm er eine Stelle als Organist in Lynn in der Grafschaft Norfolk an, kehrte aber auf Veranlassung des Herzogs von York nach London zurück, wo er durch seine Tonschöpfungen bald so großen Ruf erlangte, daß ihn die Universität Oxford 1761 zum Doktor der Musik ernannte.

Um Stoff zu einer ausführlichen Geschichte der Musik zu sammeln, unternahm er 1770 eine Reise durch Frankreich nach Italien, 1772 eine zweite durch Flandern, die Niederlande und Deutschland bis nach Wien, deren Ergebnis zwei Werke: „The present state of music in France and Italy“ (London 1771) und „The present state of music in Germany“ (London 1772—73) waren. Sein Hauptwerk ist die „General History of Music from the earliest ages to present period“ (London 1776—89). Außerdem schrieb er zu der 1784 in London veranstalteten Gedächtnisfeier für Händel eine kurze Lebensbeschreibung des Meisters sowie

ein „Leben Metastasios“ (London 1796). An Kompositionen hinterließ er Sonaten und Konzerte für Klavier und Violine, Werke für Orgel, Kantaten und anderes. Seit 1790 war er Organist am Chelsea Hospital in London und starb dort am 12. April 1814.

Eine deutsche Übersetzung des Reiseberichts über den derzeitigen Stand der Musik in Deutschland erschien bereits 1772 bis 1773 in Hamburg. Dies Reisetagebuch des Doktors Charles Burney in der Ausgabe von C. D. Ebeling ist fast nicht mehr zugänglich. Allein das von Burney gesammelte Kulturgut verlangt, erhalten und gelesen zu werden.

Als ich durch die Klänge der Mannheimer Schule in Schwetzingen an Charles Burney erinnert wurde, und noch mehr, als ich kurz darauf gelegentlich einer Reise nach England durch St. Omer kam, wo sein Tagebuch beginnt, erwachte der Musikwissenschaftler in mir — und neben ihm der Kulturhistoriker, der Dichter und der Doktor der Philosophie. Ich beschloß, den zweiten Teil der Erinnerungen Burneys mit seinem Gedenken Karl Theodors von der Pfalz, an den Herzog Karl Eugen von Württemberg, an Christian Friedrich Daniel Schubart, der nicht nur auf dem Hohen Asperg gesessen, sondern auch die erste deutsche Musikästhetik geschrieben hat, und an viele andere — neu herauszugeben.

Kenner und Liebhaber wissen, was der Begriff „Mannheimer Schule“ bedeutet. Zumindest haben sie ganz allgemein die Vorstellung, daß in Mannheim und Schwetzingen einmal eine neue Stilrichtung in die Erscheinung getreten ist, ein Wandel des musikalischen Denkens und Empfindens, der sich in Mannheim mit seinen aus Böhmen stammenden jungen Komponisten Johann Stamitz und Anton Filtz, mit dem Österreicher Ignaz Holzbauer, dem Oberdeutschen Franz Xaver Richter, den Italienern Toeschi und Danzi wie in einem Zauberspiegel sammelte

und von hier aus Europa von London bis Rom, von Paris bis Wien beeinflusste und noch heute nachwirkt.

Einer der sieben großen Encyklopädisten Frankreichs, der deutsche Baron Grimm, Parteilager Glucks, schrieb 1753 in Paris für Stamitz und dessen Musik das Büchlein „Le petit prophète de Boehmisch-Broda“. Die Nachfolger der ersten Mannheimer Musikergeneration, Cannabich, Carl und Anton Stamitz, Abt Vogler (der Lehrer Carl Maria von Webers) und Franz Beck wanderten mit ihrem Mannheimer Stil nach München, nach Darmstadt, nach Bonn und Wien und wurden so Vorboten der neuen Klassik, welche man nicht ganz zu Recht die „Wiener“ nennt, denn weder Haydn, noch Mozart, noch Beethoven waren aus Wien. Von Mannheim aber gehen geistige Stamm-bäume zu J. B. Cramer, Johann Christian Bach und schließlich zum jungen Mozart und dessen, „vermannheimertem Gusto“ sowie zu Spohr und seiner Geigenkunst. Gerade der Londoner Bach, welcher den Knaben Mozart liebevoll gefördert und beeinflusst hat, hatte enge Beziehungen zur Mannheimer Schule, und Mozart war zweimal am Hofe Karl Theodors: als Sechsjähriger mit seinem Vater Leopold und seiner Schwester Nannerl in Schwetzingen und 1777 auf der Reise nach Paris, und hier war es, wo er über sein unerhörtes formales Können hinaus zum ersten Male die Erschütterung menschlicher Schicksale durch die Liebe erlebte. Er fand hier die beiden Kusinen Carl Maria von Webers, Aloysia und Constanze, seine spätere Frau. —

Aber was war denn der Mannheimer Stil? — Unter dem Einfluß Jean Jacques Rousseaus suchten die jungen Musiker Europas den Weg „Zurück zur Natur“, denn sie fühlten wohl, daß die Weltgipfel Bach und Händel den Abschluß einer Epoche bildeten und daß hier eine Nachfolge keine Weiterentwicklung, sondern nur Epigontum ge-

wesen wäre. Selbst die Söhne J. S. Bachs empfanden das, und im Sinne einer Abkehr ist auch das Wirken Philipp Emanuel Bachs am Hofe Friedrichs des Großen und in Hamburg zu werten, den Burney in seinem Reisetagebuch erwähnt.

„Zurück zur Natur!“ war der Wille der Musiker, die in Mannheim glänzende Orchesterwerke, Kirchen- und Theatermusiken schrieben, die das Orchester-Crescendo an die Stelle der Terrassen-Dynamik setzten, das Menuett in die Sinfonie einfügten, nachdem sie auf den Generalbaß und weitgehend auf den Kontrapunkt verzichtet hatten und ihre Einfälle als Themen und Seitensätze oder Episoden flüchtig und harmonisch-homophon ins Ohr schickten, während sie die Holzbläser unter Zuziehung der eben aufkommenden Klarinette mit neutönerischem Hörnerklang zu nie dagewesenen Effekten mischten und einem unerhörten, stürmisch-jugendlichen, weit ausholenden und tief aufatmenden Naturgeist die Seele öffneten . . .

Kaum dreißig Jahre hatten genügt, die neue Richtung über den Status einer Mode hinauszuhoben und zum Ausdruck des abendländischen Geistes werden zu lassen, der die sterbende Welt des Rokoko überdauern und einerseits zum Ausdruck stärkster individueller Seelenkräfte als „höhere Offenbarung denn alle Weisheit und Philosophie“ machen sollte, wie Beethoven es ausgedrückt hat, andererseits die Musik aus der Kirche und aus den Häusern adeliger und bürgerlicher Musikfreunde in die weltliche Öffentlichkeit sozial umfassender Kultur verpflanzte, jedermann zugänglich, alle ansprechend als Ausdruck einer Zeit der sich selbst befehlenden Freiheit, der Romantik, der historischen Impression letztlich bei Richard Wagner, welche aus dem Vergangenen nie Dagewesenes gebiert.

War es da nicht verständlich, daß aufgeweckte Menschen in entfernten Ländern sich

aufmachten, um das neue musikalische Europa und insbesondere Deutschland zu besuchen? — Eine einzigartige Berühmtheit unter diesen Reisenden hat Charles Burney erlangt, der sich zweimal, wie gesagt, zu einer Festlandreise aufmachte und seine Eindrücke in den verschiedensten Ländern in Tagebüchern niederlegte.

Burney hat auch Mannheim und Schwetzingen besucht. Wir bringen hier seine Berichte, eingeleitet von der Reise durch Hessen und ausklingend in die Fahrt nach Ludwigsburg, wo er Christian Friedrich Daniel Schubart traf. . .

Aber lassen wir ihn selbst zu Worte kommen:

Auf dem Wege nach Mannheim kam ich durch Darmstadt, und als ich aus dem Wagen stieg, zog gerade die Wachtparade des Landgrafen auf.

Ich habe nie eine Militärmusik gehört, die mir besser gefallen hätte. Das Corps bestand aus 4 Hoboen, 4 Klarinetten, 6 Trompeten (an jeder Seite der Hoboen und Klarinetten drei), und an jedem Flügel schritten 2 Fagotte. Das ganze Glied zählte 18 Mann. Dahinter kamen die Post- und Jagdhörner, und diese Zusammenstellung ergab eine vortreffliche Wirkung. Sie begeisterte ungemein, und obgleich die Trompeten und hohen Hörner im geschlossenen Raum gewöhnlich überschallig gellen, konnte sich hier im Freien der Ton ungehindert entfalten, wodurch das Ohr nicht so heftig angegriffen wurde.

Ehe ich in meinem musikalischen Bericht fortfahre, muß ich ein paar Worte über das schlechte, ja hinterhältige Betragen der Postmeister und Postillone in diesem Teil der Welt sagen. Niemand kann ihren Tücken entgehen. Als ich übers Gebirge in der Wetterau kam, spannten sie mir drei Pferde vor einen Karren, den sie „Postchaise“ nannten. Nachdem ich mir die Mehrkosten einmal hatte gefallen lassen, war nicht wieder daran zu denken, daß ich mit weniger Vorspann

hätte weiterkommen können. In Frankfurt sträubte ich mich hartnäckig, aber vergebens, obwohl der Gastwirt und die Einheimischen insgesamt versicherten, daß sie niemals mehr als zwei Pferde nähmen, wenn sie Extrapost brauchten. Berge konnte der Posthalter hier nicht vorschützen. So mußte es diesmal der Sand sein, ungeachtet der Weg von Frankfurt nach Mannheim durchweg der erträglichste von allen war, die ich bisher in Deutschland befahren hatte.

In diesem Lande sind die Frauen aus dem Volke auffallend häßlich — vielleicht weniger von Gestalt als durch die Art sich zu kleiden und durch Nachlässigkeit und Unsauberkeit. Das Haar verstecken die Weiber unter einer Art Haube, welche gewöhnlich aus bunter Leinwand oder aus Kattun besteht. Selten sieht man bei ihnen Schuhe oder Strümpfe an den Füßen, während das Mannsvolk beides trägt. Das gilt von allen Ständen.

Ich möchte von den Leuten hier gern mit Zurückhaltung sprechen. Aber jeder fremde Reisende wird ihnen gegenüber die Galle steigen fühlen. Ohne zu schmeicheln oder zu verleumden, muß ich gestehen, daß einen dort unzählige Bettler überlaufen, obgleich sie oft jung, stark, wohlgenährt, gesund und arbeitsfähig sind. Das unaufhörliche Durcheinander verschiedener Münzsorten und der unvermeidliche Verlust beim Umwechseln, die Habgier, Unfreundlichkeit und Grobheit der Postbediensteten bedeuten für einen Reisenden unerträgliche Plackerei.

Mannheim

Auch hier waren die ersten Töne, welche ich hörte, Regimentsmusik. Mein Gasthof lag am Paradeplatz. Der Zapfenstreich bestand nur aus Trommeln und Pfeifen, und auch bei der Reveille fiel nichts vor, was das Zuhören verlohnt hätte. Hätte ich Lust verspürt, die Wirkung der Blasinstrumente einer Regimentsmusik in prunkenden Worten zu schildern, ich hätte London nicht zu

verlassen brauchen. Denn wir haben jetzt auf dem St. James-Platz und im Park jeden Morgen ein vortreffliches Hoboistenkorps, und so wenig ich bis jetzt irgendwo Soldaten von besserem Aussehen gefunden habe als die unsrigen, so wenig brauchen wir der Musik und den Musikern an andern Orten einen Vorzug einzuräumen, es sei denn hinsichtlich der Anzahl und der Verschiedenheit der Instrumente. Unsere englische Militärmusik hat in den letzten zwanzig Jahren große und schnelle Fortschritte gemacht. Denn damals war bei unsrer Garde zu Fuß nur der Marsch aus „Scipio“ im Gebrauch, und die Feldregimenter wußten von nichts als gewöhnlichen Trommeln.

Doch gehen im kleinen Mannheim Pracht und Aufwand erstaunlich weit. Das Schloß und die Hofgebäude machen fast die Hälfte der Stadt aus, und die halbe Einwohnerschaft steht in Hofdiensten und lebt auf Kosten der andern, welche ziemlich arm zu sein scheint. Das Jesuitenkolleg, welches der gegenwärtige Kurfürst hat bauen lassen, liegt dicht neben dem Schloß und hat 30 Fenster nach der Straße zu, die Kirche nicht mitgerechnet. Sie ist die prächtigste in Mannheim. Die Stirnseite des Theaters, welches nur einen kleinen Schloßflügel einnimmt, besitzt gleichfalls 30 Fenster. Die Stadt selbst ist reinlicher, schöner und regelmäßiger als alles, was ich je gesehen habe. Ihr Grundriß ist ein Oval. Die Gassen sind wie die von Lille von einem Ende zum andern geradlinig wie mit der Schnur gezogen. Es gibt viele große Plätze und etwa 1548 Häuser, und im Jahre 1766 belief sich die Einwohnerzahl auf 24 190.

Donnerstag, den 6. August 1772

Heute Abend besuchte ich das hiesige öffentliche Sommertheater, wo „Zemire und Azor“ in deutscher Übersetzung zur hübschen Musik von Grétry zur Aufführung

kam. Es war das erste dramatische Werk, das ich in Deutschland zu hören bekam.

Im Sommer ist der Kurfürst mit seinem Hoflager in Schwetzingen, drei Meilen von Mannheim, und während dieser Zeit hat eine reisende Schauspielertruppe die Erlaubnis, die Bürgerschaft zu unterhalten. Sie spielt in einer auf dem großen Marktplatz aufgeschlagenen Bude. Indessen — obgleich man von außen nichts als Bretter zu sehen bekam — war doch das Ensemble recht gut auf der Höhe, und die Szenerie sowie die Garderobe waren nicht ohne Geschmack ausgesucht und zusammengestellt. Ich war neugierig, ein deutsches Schauspiel zu sehen, aber noch begieriger, Deutsche singen zu hören, und ich muß gestehen: Ich stellte mit Staunen fest, daß die deutsche Sprache trotz ihrer zahlreichen Mit- und Kehllaute sich besser zur Musik schickt als die französische. Die junge Frau in der Rolle der Zemire hatte zwar keine große Stimme; ihre Art zu singen war indes natürlich und gefällig. Sie beherrschte ihre Koloraturen und übertrieb nie. Dabei hielt sie Ton. — Unter den Männern befanden sich zwei mit ziemlich guten Stimmen, und deren Portamento sowie Ausdruck wäre selbst denen nicht zuwider gewesen, die an die beste italienische Gesangkunst gewöhnt und auf sie eingeschworen sind. Im ganzen war ich mit diesem Gesang besser zufrieden als mit allem übrigen, was ich seit meiner Abreise aus England gehört hatte. Die Deutschen sind in der Tat so weit in der Musik fortgeschritten und haben so manchen vortrefflichen Komponisten unter ihren Landsleuten, daß ich mich wundern muß, warum sie nicht Originalstücke in ihrer Muttersprache schreiben und vertonen, oder — wenn sie Übersetzungen haben müssen — warum sie diese nicht mit neuen Tonschöpfungen versehen.

Das Mannheimer Orchester war lange nicht so gut wie das in Brüssel, sowohl was die Besetzung als was die Disziplin betrifft.

Denn die besten Instrumentalisten weilten am Hofe der Sommerresidenz zu Schwetzingen, sodaß die Sänger keine andere Unterstützung fanden als ihr eigenes Können.

den 7. August 1772

Den 7. August verbrachte ich in der Öffentlichen Bibliothek, einem prächtigen Bau, in welchem schöne Bücher stehen, allein nicht sehr alte und wenig Handschriften, weil diese im Dreißigjährigen Kriege 1622 von den Bayern weggeschafft und dem Papst zum Geschenk gemacht worden sind. In der Vatikanischen Bibliothek kennt man sie allgemein unter dem Namen der Heidelberger oder Pfälzer Kollektion. Immerhin soll die Mannheimer Bibliothek aus 40 000 Bänden bestehen. Allein was auch die auffallende Nachricht in den „Pfälzer Jahrbüchern“ (Etrennes Palatines) von Manuskripten erzählt, von denen behauptet wird, daß sie in einem besonderen Zimmer verwahrt werden. So gestand mir doch Herr Lamey, der Bibliothekar, an den mir Herr Girard in Brüssel einen Empfehlungsbrief gegeben hatte, daß die Sammlung erst vor viel zu kurzer Zeit angelegt worden sei, als daß sie schon reich an Handschriften hätte sein können, und daß sie nur wenige Unica von einiger Bedeutung enthielte.

Schwetzingen

Um einen eindrucksvollen Begriff von der Hofkapelle Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zu geben, brauchte ich nur ihre Namensliste herzusetzen. Sie besteht aus beinahe hundert Personen — Sängern und Spielern. Ich will gleichwohl nur einige nennen, die sich in England bereits einen Namen gemacht haben. —

Ignaz Holzbauer ist einer der Kapellmeister, Christian Cannabich und Carl Toëtschi sind Primgeiger beziehungsweise Konzertmeister. Cannabich leitet die Italienische

Oper, Toëtschi die Französische und Deutsche. Von diesen drei Meistern besitzen wir verschiedene vortreffliche Sinfonien, wovon einige in England gedruckt sind. Johann Baptist Wendling fungiert als erster Flötist, und unter den Geigern sind noch Johann Toëtschi, Trenzel, Friedrich, und Carl Wendling sowie Kramer zu nennen, welcher letzterer für einen der besten Violinvirtuosen in ganz Europa gilt. Ich möchte jedoch wenig über ihn schreiben, weil er sich gerade in England aufhält, sodaß meine Landsleute Gelegenheit haben, selbst über seine Talente zu urteilen.

Die Kurfürstliche Hofkapelle umfaßt 23 Sängerinnen und Sänger, wovon einige besonders hervorgehoben zu werden verdienen, vor allem Frau Wendling, Frau Danzy und Frau Kramer, ferner die Herren Roncaglio, Pesarini und Saporosi. Verschiedene Angestellte, die auf der Liste stehen, tun entweder altershalber keinen Dienst mehr, oder sie sind überzählig. Wenn die ersteren eine Zeitlang beim Kurfürsten in Diensten gestanden haben und durch Krankheit ihre Stimme verlieren oder sonst nicht mehr verwendbar sind, so erhalten sie eine hübsche Pension und bleiben solange in deren Genuß, als sie in Mannheim wohnen, und erst wenn sie sich in ihre Heimat zurückziehen oder sonstwohin begeben, wird ihnen nur noch die Hälfte ihres Ruhegeldes zugestanden.

Ich wünschte vor allem, meiner Hauptaufgabe entsprechend, die Besten aus dieser Kapelle zu hören. Aber in Deutschland muß man Geduld haben. „Eile mit Weile!“ scheint hier der Leitspruch zu sein. Dies zeigte sich, als ich am ersten Tag Besuch machte und ihn Tags darauf wiederholte. Am dritten bestand einige Wahrscheinlichkeit, aber keine Gewißheit, daß ich die nachgesuchte Zusage erhalten würde. — Es ist hinlänglich bekannt, daß man meinem Landsmann John Bull in allen Weltgegenden Ungeschliffenheit und die gänzliche Verachtung aller Menschen

und Dinge, die nicht typisch englisch sind, nachsagt. Ich bin kein Freund unglimpflicher Aussprüche über ganze Nationen. Gleichwohl kommt einem aber zuweilen ein einzelner Charakter über den Weg gelaufen, der an all das erinnert, was man über ganze Völker hat sagen hören. Der französische Abé, den ich zu Antwerpen antraf, war so ein Mensch, den man einen Franzosen par excellence hätte nennen mögen. In der Folge jedoch habe ich mit Leuten zu tun gehabt, die man ob ihrer Langsamkeit und Begriffsstutzigkeit wahre Deutsche nennen könnte. Wenn ich morgens einem Gelehrten, einem Bibliothekar oder einem Musiker den Zweck meiner Reise so deutlich wie möglich erklärt und ihm den Plan meines künftigen Werkes erläutert hatte, war es meist so, daß ebenderselbe Mann des Abends sagte: „Sie haben also vor, eine Musikgeschichte zu schreiben? Hm! Gut. Und womit, meinen Sie, daß ich Ihnen behilflich sein kann?“ — Mir blieb nichts übrig, als meine Historie in einem mühseligen Da-capo noch einmal zu erzählen und um Beistand zu bitten.

Das Reisen ist in Deutschland nicht eben an der Tagesordnung, und die Leute scheuen — wie auch in England — alle Fremden und wünschen sie zum Teufel. In Frankreich und Italien sind die Eingesessenen hingegen gewohnt, auswärtigen Besuchern alle Ehre zu erweisen, und tun es mit Anstand.

Was meine besonderen Quellenforschungen betraf, welche mehr die deutsche Ehre als die meine angingen, so fand ich nur geringen Beistand. Es hielt meist schwer, herauszufinden, wer mir ein bißchen Hilfe leisten könne, und noch schwerer, diejenigen zu finden, welche guten Willens waren. Zuweilen wünschte ich, ich hätte einen öffentlichen Ausrufer zur Verfügung gehabt, wenn ich in einer deutschen Stadt ankam, um den musikalischen Einwohnern klarzumachen, wer ich sei und was ich suche. Denn an Orten, wo ich keinen britischen Konsul oder

Handelsvertreter fand, kam es oft vor, daß ich beinahe abgereist wäre, ehe meine Absichten begriffen worden waren.

Sonntag, den 9. August 1772

Am Abend hörte ich „La Contadina in Corte“, eine Opera buffa, im Kurfürstlichen Theater, Musik von Sacchini, ein Werk voller Klarheit, Anmut und edler Einfachheit, wie sie für diesen Komponisten charakteristisch sind. Die Rollen waren gut besetzt mit Signor Giorgietto, einem italienischen Diskantisten, dessen Stimme allerdings schwach und dessen Geschicklichkeit nicht eben groß war, und mit Signora Francesca Danzy, einer deutschen Frau. Sie besitzt eine brillante Stimme und Schulung. Außerdem hat sie einen schönen Wuchs, beherrscht ihre Koloraturen und zeigt einen Vortrag, der so unverkennbar italienisch ist, als ob sie ihr ganzes Leben in Italien zugebracht hätte. Kurz, sie ist eine sehr angenehme Sängerin und verspricht weit mehr, denn sie ist jung und in diesem Sommer zum erstenmale aufgetreten. Signor Zonca, ein italienischer Tenor, war vor einigen Jahren in England. Sein größtes Lob lautet noch immer: Er ist erträglich! Und Signora Allegrante, eine junge Italienerin, Schülerin Holzbauers, singt in einer artigen, nicht affektierten Manier. Und wenn sie gleich mit ihrer Stimme nicht gerade die ersten Rollen wird übernehmen können, so scheint, daß sie für die zweiten auf eine anziehende Art in Betracht kommt.

Zwischen den Akten wurden zwei Ballette gegeben. Eines stellte einen deutschen Jahrmarkt oder eine Kirmes dar und hat mir von allem, was ich dieser Art gesehen, noch am besten gefallen. Als eine der reifsten Tänzerinnen trat die Tochter des jüngst verstorbenen berühmten Stamitz auf, von dessen Schwung und Geist sich hauptsächlich der neue Sinfonie-Stil herschreibt, welcher

voll nachhaltiger Wirkungen, voll Licht und Schatten ist.

Der Kurfürst, die Kurfürstin und die Königlichen Prinzessinnen von Sachsen (Polen) hörten die Oper an. Das Schwetzingen Theater ist klein, aber bequem; Dekoration und Garderobe sind sinnreich zusammengestellt und geschmackvoll. An Komparsen und Statisten waren mehr vorhanden, als ich in der Großen Oper zu Paris oder London je gesehen habe. Im Ballett „Die Kirmes“ traten ungefähr hundert Personen zugleich auf. Dennoch ist das Schwetzingen Theater unbedeutend im Vergleich zu dem, welches im Winter in Mannheim zur Verfügung steht. Es ist einer der gewaltigsten und glänzendsten Theaterbauten Europas und faßt 5000 Personen. Dort beginnt man am 4. November mit den Opernaufführungen, und es wird bis zum Gründonnerstag wöchentlich zweimal gespielt. Man hat mir berichtet, daß allein die Illumination im Mannheimer Nationaltheater für jede Vorstellung an Wachslichtern über 480 Gulden zu stehen kommt und daß die Kosten für eine neue Oper auf dieser Bühne sich gegen 48 000 Gulden belaufen. In diesem Riesentheater soll im kommenden Winter ein Werk von Johann Christoph Bach aufgeführt werden, dessen Ankunft aus London man schon täglich erwartete, als ich in Mannheim war.

Ich darf diesen Abschnitt nicht beschließen, ohne dem Kurfürstlichen Orchester Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das in ganz Europa berühmt ist. Ich fand seinen guten Ruf bestätigt. Natürlich hat ein großes Orchester immer eine besondere Wirkung. Aber hier zeugt die richtige Anwendung der Stärke von guter Disziplin. Es sind in diesem Klangkörper mehr Solovirtuosen und treffliche Komponisten vereint als vielleicht in jedem andern europäischen Orchester. Es ist eine Armee von Generälen, alle geschickt, einen Plan zu einer Schlacht zu entwerfen und darin zu fechten. Doch ist die Instru-

mentalmusik nicht allein in der Großen Oper des Kurfürsten so vervollkommenet und verfeinert, sondern auch in seinen Konzerten, in denen diese außerordentliche Kapelle Gelegenheit und Raum findet, ihr ganzes Können zu beweisen und ungeahnte Wirkungen hervorzubringen, ohne durch die Rücksicht behindert zu sein, daß die größeren und innigeren Schönheiten der Vokalmusik verdunkelt würden.

Hier eben war's, wo Johann Stamitz zuerst die Grenzen der alten Opernowertüre durchbrach, welche bis dahin im Theater gleichsam nur als Herold diente, um durch ein „Aufgeschaut!“ Stimmung und Aufmerksamkeit für den Auftritt der Sänger zu heischen. Seit der Entdeckung, auf welche Stamitz' Genie verfiel, sind alle Wirkungen versucht worden, deren eine Mischung von unerhörten Tönen fähig ist. Hier war die Geburtsstunde des „Mannheimer“ Crescendo und Diminuendo, und hier entdeckte man, daß das Piano, welches vorher hauptsächlich als Echowirkung gebraucht wurde, wie auch das Forte musikalische Farben sind, die so gut ihre Schattierungen haben als Rot oder Blau in der Malerei.

Indessen fand ich doch in dieser Kapelle eine Unvollkommenheit, die sie mit allen andern gemein hat, welche ich bisher gehört habe, die aber so aufgeschlossene und geschickte Männer bald aus dem Wege räumen werden. Ich meine eine nicht ganz reine Intonation der Bläser. Man weiß, wie leicht sich Instrumente verstimmen. Allein nur etwas Weniges von der Kunst und dem Fleiß, die diese großen Künstler bei Überwindung von Schwierigkeiten anderer Art bewiesen haben, würde hier sehr gut angewandt sein, um den Sauerteig auszufegen, der allen Wohlklang durchsetzt und verdirbt. — An diesem Abend war es mit den Hoboen und Fagotten gar zu merklich. Sie klangen schon zu Anfang zu hoch und wurden bis zum Ende der Oper immer höher.

Sonst konnten meine Ohren während der ganzen Aufführung keinerlei Unvollkommenheit im Orchester entdecken, und der erwähnte Fehler ist gemeinhin bei allen Klangkörpern so sehr zu finden, daß meine Bemerkung keinen strengen Tadel für das hiesige Orchester bedeutet und andern Holzbläsern keinen Anlaß zum Triumph geben sollte.

Der Kurfürst, welcher selbst sehr gut Flöte bläst und auf Solostücke auf dem Violoncell spielt, hat jeden Abend in seinem Schloß Konzert, wenn im Theater nicht gespielt wird. Ist dies aber der Fall, so haben nicht nur seine Untertanen, sondern auch alle Fremden unentgeltlichen Zutritt.

Kommt man des Sommers aus der Oper und tritt in den Kurfürstlichen Garten, der nach französischer Art außerordentlich schön angelegt ist, so hat man den aufheiterndsten, prächtigsten Anblick, den man sich denken kann. Die Gegend ist an sich flach und kahl und deshalb für die freie offene Art der englischen Gärten nicht so vorteilhaft als diejenige, der man bei der Anlage des Schwetzingen Parks gefolgt ist. Die Orangerie ist größer als die zu Versailles und vielleicht als irgendeine andere in Europa.

Die Anzahl der Personen, welche dem Kurfürsten im Sommer nach Schwetzingen folgen, übersteigt 1500. Alle wohnen an diesem kleinen Orte auf kurfürstliche Kosten. Jeden, der an Sommertagen durch die Gassen von Schwetzingen schlendert, muß es anmuten, es sei gänzlich von einer Musikantenkolonie bewohnt, in der jeder seinen Beruf ständig ausübt. In einem Hause hört man einen gewandten Geiger, in einem andern eine Flöte, hier einen vortrefflichen Hoboisten, dort ein Fagott, eine Klarinette, ein Cello oder ein Konzert von allerlei Instrumenten zugleich. Musik scheint Seiner Durchlaucht liebster und beständigster Zeitvertreib zu sein, und die Opern und Konzerte, zu denen all seine Untertanen Zutritt

haben, heben den musikalischen Geschmack im ganzen Kurfürstentum.

Ludwigsburg

Die Stadt liegt auf einem unregelmäßigen wilden Gelände. Aber man findet schöne Gassen, Spazierwege und Häuser. Die Umgebung ist nicht gerade angenehm, doch fruchtbar, besonders reich an Reben. Sie erzeugt eine große Menge des sogenannten Neckarweines.

Eigentlich ist Stuttgart die Hauptstadt des Herzogtums Württemberg. Allein seit mehr als zehn Jahren hat der Herzog dort nicht mehr residiert, und die Oper sowie die andern musikalischen Einrichtungen, deren Leitung sieben Jahre lang Jomelli innehatte und welche die besten und prächtigsten zu sein pflegten, sind heute nur noch ein Schatten dessen, was sie gewesen.

Von den Einschränkungen, die der Herzog vornahm, wurden auch seine Oper und Kapelle betroffen, indem eine größere Zahl der alten Angestellten auf halben Sold gesetzt wurde. Aber wie die musikalischen Virtuosen meist zu weitherzig sind, um mit der Gage auszukommen, sie sei so groß sie wolle, so haben diejenigen unter den Besten am hiesigen Hofe, welche ihr Talent für Geld verkauften, in der Herabsetzung ihres Gehalts eine Verabschiedung gesehen, und sobald sich nur eine Gelegenheit zeigte, anderwärts unterzukommen, suchten sie um Erlaubnis nach, neue Dienste zu nehmen.

Als ich in Schwetzingen abreiste, verließ ich den geraden Weg nach Wien, weil ich in Ludwigsburg, wie man mir sagte, nicht nur den Herzog finden, sondern auch Opern, Konzerte und große Virtuosen zu hören bekommen würde. Allein nachdem ich mich in der Postkutsche 14 bis 15 Stunden lang hatte durchrütteln lassen und fast lebendig gebraten in Ludwigsburg ankam, erfuhr ich leider, der Herzog halte sich 13 Meilen von Ludwigsburg entfernt zu Graveneck auf,

und kaum ein guter Musiker sei in der Stadt. Indessen erhielt ich ein genaues Verzeichnis vom gegenwärtigen Stande der württembergischen Musik bei Hofe, im Theater und in der Kirche. . . . Die vornehmsten Organisten sind Friedrich Seemann und Christian Friedrich Daniel Schubart. . . . Auf der Pensionsliste für die Oper stehen an neunzig Namen. Allein manche figurieren noch darauf, wenn sie schon längst nicht mehr Dienst tun. Auch führt die Liste die Instrumentenschlepper, Notenkopisten und Balgtreter auf.

Der Fürst ließ im letzten Winter zwei Opern aufführen, — eine von Jomelli, die andere von Sacchini. Das Theater ist außerordentlich groß und besitzt eine offene Hinterbühne, welche ein amphitheatralisches Freilichtpanorama bildet, das zuweilen mit Leuten aus dem Volk besetzt wird, um Wirkungen in der Perspektive zu erreichen. — Das Gebäude ist wie alle Schauspielhäuser, die ich in Deutschland sah, nach italienischem Muster errichtet.

Herzog Karl Eugen, welcher sonst ein Vermögen für die Musik an seinem Hofe und für die Oper verschwendet, hat, soviel ich gehört, bei seinen Regimentern nur Trompeten, Trommeln und Pfeifen. Der Fürst, der selbst ein guter Cembalist ist, hatte früher zu gleicher Zeit drei der größten Violinvirtuosen Europas in seinen Diensten: Ferari, Nardini und Lolli, außerdem die beiden Hoboisten Le Plats und einen berühmten Fagottisten namens Schwarz, der noch hier ist, — ferner den Waldhornisten Walther und Jomelli als Hofkomponisten sowie die besten Sänger der Komischen Oper und der Opera seria aus Italien. Augenblicklich ist die Reihe seiner Virtuosen freilich nicht so glänzend. Dennoch kommt es mir vor, als sei die Einschränkung mehr scheinbar als wirklich, denn in der Solitude, einem sommerlichen Lustschloß, hat er mit erstaunlichen Kosten eine Schule für die

Künste nebst einem Konservatorium errichtet, in welchem 200 arme Findelkinder erzogen werden, wenn sie Fähigkeiten zeigen. Eine große Anzahl von ihnen lernt Musik, und es sind schon vortreffliche Opernsänger und Schauspieler aus der Anstalt hervorgegangen. Andere lernen klassische Sprachen, treiben Poesie; manche werden Schauspieler und Tänzer. Unter den Sängern dieser Schule befinden sich bereits 15 Kastraten, denn der Hof hat zwei Bologneser Wundärzte eingestellt, die die erforderliche Operation ausgezeichnet verstehen sollen.

Auch in Ludwigsburg befindet sich ein Konservatorium für hundert Mädchen, die in der gleichen Art und zum selben Zwecke erzogen werden wie die Knaben auf Schloß Solitude. Dieses Lustschloß hat eine Front von 600—700 Fuß. Es ist eine Lieblingsbeschäftigung des Herzogs, dieses Institut zu besuchen und die Kinder essen und lernen zu sehen.

Ich kann nicht umhin, hier Herrn Schubart, Organist an der lutherischen Kirche, meinen Dank abzustatten. Er war der erste wahre große Klavierspieler, den ich in Deutschland angetroffen habe, wie auch der erste, der begriff, daß der Zweck meiner Reise gewissermaßen eine nationale deutsche Angelegenheit sei. Ich reiste ja nicht wie ein gewöhnlicher Musiker, um Geld zu verdienen, sondern um es zu verzehren, musikalische Talente und Verdienste festzustellen, wo ich sie nur finden konnte, um sie meinen Landsleuten bekanntzugeben. Herrn Schubart schien dies einzuleuchten, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, meine Ohren und Wünsche zu befriedigen. Er ist von der Bachischen Schule, aber ein Enthusiast und ein geniales Original. Viele seiner Werke sind in Holland gestochen und zeigen Feuer und Geschmack. Auf dem Klavier spielte er mit großer Feinheit sowie mit viel Ausdruck. Seine Hand ist brillant und seine Phantasie sehr reich. Er versteht sich auf

einen tadellosen Doppeltriller, den nur wenige Klavierspieler zustandebringen.

Schubart war einige Zeit Organist in Ulm und hatte dort ein vorzügliches Orgelwerk unter den Händen. Hier aber steht ihm nur eine ganz erbärmliche Orgel zur Verfügung. Wo er jetzt hin verpflanzt ist, kennt man ihn nur wenig. Das gemeine Volk hält ihn für närrisch, und die Übrigen kümmern sich nicht um ihn.

Wir tauschten unsre Gedanken auf eine seltsame Weise aus. Ich war noch nicht so weit in der deutschen Sprache und auch viel zu begierig, Schubarts Ideen kennenzulernen, um im Deutschen mit ihm Schritt zu halten. Er hingegen sprach weder Französisch noch Italienisch, war jedoch des Lateinischen mächtig, weil er in der Jugend für die Kirche bestimmt gewesen ist. Und ich staunte, wie schnell und leicht er alles auf lateinisch ausdrücken konnte, was er wollte. Für ihn war es wirklich eine lebende Sprache. — Ich unterbreitete ihm einen deutschen Auszug, meines Planes der Geschichte der Musik, und er — um mich zu überzeugen, daß er meine Absichten verstünde — übersetzte und las ihn mir auf der Stelle lateinisch vor. Wenn ich auch gewohnt gewesen wäre, Latein zu sprechen, hätte er meine englische Aussprache wohl doch nicht verstanden. Allein da er

Italienisch verstand, wenn er es gleichwohl nicht sprach, so führten wir unsere Unterredung in zwei Sprachen, in Latein und Italienisch. Fragen, welche in der einen Sprache gestellt wurden, erhielten Antwort in der andern. Auf diese Art waren wir den ganzen Tag über sehr gesprächig. Außerdem aber spielte er mir nicht nur auf der Orgel, dem Cembalo, dem Pianoforte und Hammerklavier vor, sondern zeigte mir auch das Theater und alle Sehenswürdigkeiten von Ludwigsburg und beschrieb mir den Charakter aller Musiker am Hof und in der Stadt. Gegen Abend hatte er die Liebenswürdige, drei oder vier Bauern in sein Haus kommen und von ihnen Volkslieder singen und spielen zu lassen, weil ich großes Verlangen danach gezeigt hatte.

Die öffentliche Bibliothek besteht hier noch nicht lange und ist daher nicht reich an alten Handschriften und Büchern. Der Professor der Geschichte und Bibliothekar, Herr Uriot, ein geborener Franzose, war ungemein zuvorkommend und gab sich große Mühe, meine Wißbegier zu befriedigen. Er tat dies vornehmlich dadurch, daß er mir eine sonderbare astronomische Maschine zeigte, welche ein Herr Hahn, Prediger in Onstmettingen, im Zeitraum von anderthalb Jahren gefertigt hatte.